

Michaela
Link

dot
books

Der
Spiegel der
Kaiserin

ROMAN



Kapitel 3

Als ich an jenem Abend endlich in mein Zimmer zurückkam, hatte ich den jungen Eunuchen Bolo bereits wieder vergessen. Mir zitterten vor Müdigkeit und vom langen Stehen im Dienst der Kaiserin die Beine, mein Mund fühlte sich an wie Reisigstroh, und ich sehnte mich nach einem erfrischenden Bad, das aber wegen des Wassermangels ein Traum bleiben musste. Trotzdem, ein wenig kühles Wasser zum Waschen würde sich noch finden lassen.

In dem dunklen Gang vor meinem Zimmer – es lag in einem der niedrigen Gebäude im östlichen Teil der Anlage – kam mir eine Dienerin entgegen. Ich sprach sie an, um sie zu bitten, mir einen Krug Wasser in den kleinen Vorraum zu meinem Zimmer zu bringen.

Sie sah mich verständnislos an, und ich hatte Mühe, meinen Unmut zu bezähmen. Die Frau hatte sicher noch härter gearbeitet als ich, und gewiss sah sie auch blasser und verschwitzter aus als ich. Ich wiederholte meine Bitte.

»Oh, das hat die Krähe doch bereits veranlasst«, erwiderte sie geduldig.

Einen Augenblick lang glaubte ich, Hitze und Trockenheit hätten sie um den Verstand gebracht, dann fiel mir alles wieder ein.

Der Eunuch! O Buddha, was hatte ich mir da bloß aufgehalst?

Ich nickte der jungen Frau zu und ging mit deutlich weniger Begeisterung als zuvor die letzten Schritte bis zu meinem Zimmer.

Als ich die Tür zu dem Vorraum öffnete, umfing mich ein Geruch, den ich nicht sofort einordnen konnte. Aber er war unbestreitbar angenehm. Ich schloss die Augen und schnupperte hingerissen. Orangenblüten!

Wenn ich schon kein Bad haben konnte, so war Orangenblütenwasser jedenfalls das Zweitbeste.

Es war das erste von vielen solcher Zauberkunststückchen, mit denen Bolo mich im Laufe der nächsten Monate überraschen sollte, und wie in den meisten anderen Fällen erfuhr ich nie, wie er das fertiggebracht hatte. Mit der Zeit gewöhnte ich es mir ab, Fragen zu stellen, und nahm seine Dienste einfach dankbar hin.

Trotzdem schickte ich den blassen kleinen Burschen aus dem Zimmer, bevor ich mich zum Waschen entkleidete. Die seltsame Schamlosigkeit, mit der manche der anderen Hofdamen sich ihren Eunuchen gegenüber benahmten – als seien sie gar keine Menschen, geschweige denn Männer –, hatte mich immer erstaunt und abgestoßen.

Bolo verließ ohne zu zögern den Raum, und ich beschloss, meine Skrupel auf später zu verschieben, und mich zunächst ganz dem Luxus des herrlich kühlen, duftenden Wassers auf meiner Haut hinzugeben.

Die Tatsache, dass Bolo mir auch frische Kleider samt der dazugehörigen Unterwäsche herausgelegt hatte, erfüllte mich mit neuem Unwillen. Diese Kleidungsstücke hatte noch nie ein Mann berührt, und ich wünschte mir, dass es so bliebe. Auch darüber würde ich mit ihm reden müssen.

Während ich Unterwäsche, ein seidenes Nachthemd und dann einen langen, bestickten Überrock anzog, stellte ich fest, dass tatsächlich nichts fehlte, nicht einmal eine Bürste und

ein einfacher, farblich passender Haarreif. Für einen Mann, der so jung und obendrein ein Eunuch war, wusste Bolo erstaunlich viel über die Angelegenheiten einer Frau.

Als ich in mein Zimmer kam, das ich nicht mochte, weil es mit jenen düsteren, wuchtigen Ebenholzmöbeln eingerichtet war, die sich im Palast großer Beliebtheit erfreuten, tat ich dies in dem Vorsatz, Bolo von Anfang an klarzumachen, was ich von ihm wünschte, nämlich so wenig wie möglich von ihm zu bemerken.

Der Eunuch stand im Halbschatten einer Zimmerecke neben einem gedrechselten Spiegel, der ihn um eine Haupteslänge überragte, so dass er noch schwächtiger wirkte als sonst. Bei meinem Eintritt schien er mit dem schwarzen Holz des Rahmens und der Wand dahinter zu verschmelzen, was mich aus irgendeinem Grund ärgerte.

»Dein Name ist also Bolo«, sagte ich und versuchte, würdevoll zu klingen, was mir vermutlich kläglich misslang. Ich fand, dass ich eher wie ein furchtsames zwanzigjähriges Mädchen aus der hintersten mandschurischen Provinz klang, das in das Räderwerk eines von sechstausend Menschen bewohnten Molochs von einem Palast geraten war – mit einem steinernen Löwen in einem Brückengeländer als bestem Freund.

»Jawohl, Herrin, Taitai«, antwortete Bolo und verneigte sich tief, tiefer, als es meinem Rang zukam.

»Nenn mich nicht Taitai«, entfuhr es mir, obwohl das sicher die geziemende Anrede war. Aber der Gedanke, bei Tag und Nacht mit einem Menschen zusammensein zu müssen, der mich »Taitai« nannte, Herrin, was mir hochmütig vorkam und obendrein für mein mandschurisches Herz zu chinesisch war, erschreckte mich. »Du kannst mich Prinzessin Anli nennen«, fügte ich hinzu, denn irgendwie musste er mich schließlich ansprechen.

Aber da wir schon einmal beim Thema Namen waren, fiel mir wieder ein, was mir bereits bei unserer ersten Begegnung am Mittag durch den Kopf gegangen war. »Bolo ist kein chinesischer Name. Wie kommst du dazu?« Denn der Junge musste in jedem Fall Chinese sein; es gab bei Hof nur chinesische Eunuchen, während die weiblichen Bediensteten grundsätzlich aus mandschurischen Familien stammten.

»Meinen chinesischen Namen habe ich nach meiner Operation abgelegt«, sagte er.

Er musste so etwas wie Verständnislosigkeit in meinem Gesicht gelesen haben, denn er richtete sich ein wenig auf, straffte die Schultern und sah mich fest an. »Nachdem der Messerstecher seine Arbeit getan hatte«, fügte er hinzu, und ich errötete. Aber Bolo hielt meinem Blick hoherhobenen Hauptes stand.

Der Ausdruck, den ich in seinen Augen las, überraschte mich, und ich musste wieder an die geretteten Krähen denken, die uns zusammengeführt hatten. Abermals stieg Unbehagen in mir auf, das diesmal jedoch aus einer anderen Quelle gespeist wurde.

So jung ich war, ahnte ich wohl damals schon, dass diese Mischung aus Erbarmen und Stolz ein gefährlicher Zündstoff sein konnte ...

Am nächsten Morgen wachte ich viel zu früh auf. Ich zog das dünne Laken, mit dem ich zugedeckt war, ein wenig höher und blieb ganz still und mit geschlossenen Augen liegen, als könne ich den Schlaf zur Rückkehr zwingen, wenn ich mich nur ruhig genug verhielt. Ich ahmte sogar die gleichmäßigen Atemzüge einer Schlafenden nach, ließ meine Glieder bleischwer in die Matratze sinken, hielt die Augen fest, aber nicht zu fest geschlossen –

doch es half alles nichts. Trotz der Erschöpfung und der Rückenschmerzen, die das stundenlange Stehen in Gegenwart der Kaiserin mir bescherten, war der Schlaf in Peking anders als der in der Steppe: leicht, unbeständig und so schwer fassbar wie die Stadt, in der ich mich befand.

Da es mir immer noch widerstrebte, den Tag zu beginnen, ließ ich meine Gedanken einmal mehr durch die kaiserliche Hauptstadt wandern, Peking, wie ich es bei meiner Ankunft hier vor einem Jahr zum ersten Mal gesehen hatte: ein fremdartiges Puzzlespiel, eine Vielzahl von Städten innerhalb anderer Städte, alle hinter ihren eigenen hohen Mauern. Da gab es zum einen die Chinesenstadt und nördlich davon die Tatarenstadt, in der die Gelbe Stadt, die Kaiserstadt, lag. Und in der Gelben Stadt befand sich die Purpurne oder Verbotene Stadt, irdisches Spiegelbild der kosmischen Ordnung und Herz des chinesischen Reichs, die Heimat des Herrn der Zehntausend Jahre – und des alten Buddha, wie man die Kaiserin nannte, die, wie ich inzwischen wusste, die wahre Macht hinter dem Thron war.

Und hier, hinter hohen, meist verschlossenen Toren, hier befand sich eine ganze eigene Welt, eine Welt der vergoldeten Paläste, der Türme, Pavillons und Tempel, deren Namen allein schon genügten, um Träume zu entzünden: Palast der Himmlischen Reinheit, Halle der Höchsten Harmonie, Goldwasser-Brücken, Tor der Irdischen Ruhe, Palast der Herzensbildung ... Hier gab es helle Innenhöfe mit zinnoberroten Säulen, Marmortreppen, die sich unter Dachtraufen in der Form von Drachenköpfen duckten, versteckte Terrassen, von denen aus man den Blick über Lotusteiche und Blumengärten wandern lassen konnte, luftige Wandelgänge, die in abgedunkelte, von Weihrauch durchwehte Räume führten.

Und hier also lebte der Kaiser, der Fixstern, um den sich Generation um Generation seit mehr als zweitausend Jahren das chinesische Universum drehte. Dreitausend Eunuchen und dreitausend Dienerinnen lebten hier, mit dem einzigen Ziel, ihrem Herrn zu dienen, doch was sie wirklich taten, was sie fühlten und wer sie waren, davon drang so gut wie nichts durch diese dicken Mauern in die Außenwelt.

Mein Leben lang hatte ich davon geträumt, eines Tages Teil dieses Gewebes aus Rätseln, Magie und Mythos zu werden, eines Tages hinter den Schleier der Verheißung zu blicken. Ich war jetzt seit einem Jahr in Peking, und was war aus den Purpurträumen meiner Kindertage geworden? Wofür hatte ich dem Vater seit meinem zwölften Lebensjahr in den Ohren gelegen, wofür hatte ich im Frühling Wolle gesammelt, im Sommer Filz daraus hergestellt und im Winter klaglos mit klammen Fingern Kleider genäht?

Um hinter dem Schnitzwerk eines goldlackierten Wandschirms zuzuhören, wie eine alte Frau tagaus, tagein den Ministern sagte, welche Beamte einzustellen seien, welche die Pfauenfeder verliehen bekommen sollten und welche still und ohne Aufsehen aus dem Amte zu entfernen seien.

Um mit einem Tross von anderen Frauen und Eunuchen eine alte Frau auf den immer gleichen Wegen zwischen Pagoden und zierlichen Brücken zu begleiten.

Um mit Zinnober die Anzahl der Gebete festzuhalten, mit denen sie die kaiserlichen Ahnen um Regen anflehten.

Ich hatte nicht lange gebraucht, um zu begreifen, dass man mit seinen Wünschen vorsichtiger sein sollte ...

Ein leises Rascheln störte mich aus meinen Gedanken auf, ein unerwartetes und doch heiß

ersehtes Geräusch. Ich stützte mich auf den Ellbogen und schnupperte. Die Luft roch anders als gestern – salzig und schwer.

Wie der Wind schwang ich die Beine aus dem Bett und stellte meine nackten Füße auf den gefliesten Boden meines Schlafzimmers. Meine Zehen krümmten sich auf dem nachtkalten Steinboden, aber ich bemerkte es kaum. Es war noch früh, zu früh zum Aufstehen, aber das schwache Aroma, das ich in der Luft mehr zu schmecken als zu riechen meinte, trieb mich unerbittlich aus dem Bett. Ich lief durch den Raum, dessen abscheuliche rot-schwarze Einrichtung noch in gnädigem Halbdunkel lag, öffnete das Fenster und sah hinaus. Der Tag war noch so jung, dass nur eine erste Ahnung von Licht auf die Dächer links und rechts von meinem Wohngebäude fiel.

Und es regnete, es regnete!

Ich drehte eine barfußige Pirouette und dann noch eine und noch eine.

In meinem Jubel musste ich wohl Bolos Klopfen überhört haben, denn plötzlich stand er mit einem Tablett in Händen an der Tür.

Ich raffte mein knöchellanges, gerade geschnittenes weißes Musselinnachtgewand und stürzte zurück zum Bett, wobei ich auch noch einen niedrigen Schemel übersah und umwarf. Ich konnte gerade noch einen entsetzten Aufschrei über das Eindringen eines Mannes in mein Schlafgemach unterdrücken und hoffte, mir so zumindest einen Rest von Würde bewahrt zu haben.

Als ich wieder im Bett saß und mir die Bettdecke bis zum Hals hochgezogen hatte, wurde mir die Lächerlichkeit meines Tuns bewusst, aber jetzt war es zu spät. Ich musste in den Augen meines Dieners jede Achtung verloren haben.

Bolo stellte das Tablett auf den Tisch an der Wand, hob den Schemel auf, der durch das Zimmer gerollt war, und blickte zu Boden.

Als ich schwieg, sah er schließlich fragend auf. Ratlos erwiderte ich seinen Blick, und plötzlich breitete sich ein scheues Lächeln auf seinen Zügen aus. Was immer dieses Lächeln verbarg, es war gewiss kein Mangel an Achtung.

Erst später am Tag, als ich mit ansah, wie eine andere Hofdame ihren Eunuchendiener mit einer langen Weidengerte züchtigte, begriff ich, dass Bolo am Morgen eine Bestrafung von mir erwartet hatte, weil ich in seiner Gegenwart für einen Moment die Fassung verloren hatte. So funktionierte das Leben im Palast: Wer eine Dummheit beging oder eine Blamage erlebte, wandte sich an das nächstschwächere Glied in der langen Kette der Unterwürfigkeit und versuchte so, die Schmach vergessen zu machen. Und diejenigen, die ganz unten standen, hatten dann nur noch die »Krähen«, um ihrer Ohnmacht Ausdruck zu verleihen.

Daran dachte ich jedoch in diesem Augenblick nicht. Ich war einfach nur dankbar, dass Bolo sofort wieder zu sprechen begann. »Ich habe Euch im Ankleidezimmer ein frisches Tageskleid zurechtgelegt, Prinzessin Anli«, sagte er, verneigte sich und ging durch die schmale Seitentür hinaus, durch die er gekommen war.

Als er fort war, sprang ich sofort aus dem Bett und eilte, ohne einen weiteren Blick zum Fenster zu werfen, ins Nebenzimmer, wo wiederum alles bereitlag, was ich benötigte. Ich bemerkte kaum, was ich anzog, so aufgeregt war ich über das Wunder des Regens.

Schließlich war ich fertig, und Bolo hatte wiederum nicht versucht, mir bei diesen

intimsten Verrichtungen zu helfen, wie andere Eunuchen es für ihre Herrinnen taten. Erleichtert ging ich in mein Schlafzimmer, um meinen morgendlichen Imbiss zu mir zu nehmen. Auf dem Tisch warteten mehrere kleine Schälchen mit Leckereien, und ich sah mit Staunen, dass es alles Dinge waren, die ich besonders liebte: getrocknete, in Zucker eingekochte Lotussamen, Wassermelonenkerne, Walnüsse und frische oder kandierte Früchte. Und dazu – o Wonne! – eine Kanne frischen Jasmintees, etwas, das die Frauen, von denen ich bisher bedient worden war, um diese Uhrzeit zu einem Ding der Unmöglichkeit erklärt hatten.

Nur ein einziger Schatten fiel an diesem wunderbaren, regensüßen Morgen auf mein Glück, und ausgerechnet Bolo war der Anlass dafür – oder eher der Auslöser.

Nachdem ich reichlich Zeit gehabt hatte, mein köstliches Frühstück zu genießen, klopfte es an der Seitentür zum Vorzimmer, und Bolo trat ein. Er verbeugte sich tief.

»Prinzessin Anli.« Er verbeugte sich abermals, und wieder stieg Ungeduld in mir auf, aber diesmal ließ ich mir nichts anmerken.

»Ist es schon Zeit zu gehen, Bolo?« Ich wusste, dass es nicht so war.

»Nein, das nicht.« Bolo zögerte kurz, als wisse er nicht recht, wie er sein Anliegen vorbringen sollte. Dann fuhr er fort: »Es gibt da etwas, das Ihr wissen solltet.« Wieder eine dieser lästigen Pausen. Ich verschränkte die Hände auf dem Schoß und stellte verärgert fest, dass sie klebrig waren. »Als Ihr mich gestern vor Lis Zorn gerettet habt, waren viele Menschen zugegen, und die Geschichte hat sich rasch im Palast herumgesprochen.«

Natürlich, alle Geschichten sprachen sich im Palast rasch herum. Das Leben war so eintönig, ein Tag wie der andere, dass jede noch so nichtige Angelegenheit zum Gegenstand lebhaften Interesses wurde. Ich rieb die Finger aneinander und fragte mich, ob die Lotussamen oder die kandierte Birnen schlimmer klebten.

»Ihr habt zu meiner Rettung Buddha zitiert«, sprach der kleine Eunuch weiter. »Und nun regnet es ...«

Mir lag ein Scherz auf den Lippen, aber Bolos ernste Miene verbot jede törichte Bemerkung. Ich lauschte auf das gedämpfte Trommeln des beharrlich fallenden Regens und wartete ab.

»Ihr wisst, wie abergläubisch die Menschen in diesem Land sind ...«

Ich lächelte über diese weise Bemerkung, die so klang, als stehe der Junge vor mir weit über solchen Torheiten; aber die Gefahr, in der ich mich befand, sah ich auch da noch nicht.

»Die Frauen, die im Palast Dienst tun«, sagte Bolo weiter, »und insgeheim auch viele der Eunuchen sehen einen Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen.«

Ich verstand immer noch nicht.

Bolo sah mir direkt und ohne Scheu in die Augen. »Prinzessin, von heute an seid Ihr eine Heldin für diese Menschen, eine Heilige, vielleicht sogar eine Göttin.«

Meine Verständnislosigkeit verwandelte sich in sprudelnde Erheiterung, die dicht unter der Oberfläche brodelte. Ich hatte Mühe, mir das Lachen zu verkneifen.

Bolo fuhr fort: »Das ist nicht lustig, Prinzessin. Die meisten Heiligen, von denen ich weiß, sind im Feuer der Verehrung verbrannt, und Helden haben selten Freunde.« Er schwieg kurz, dann fügte er leiser hinzu: »Aber dafür umso mehr Feinde.«